



Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Grunauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Gendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 17. September 1903.

(Nachdruck verboten.)

Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Anne und der Professor sitzen in einem Winkel des Lesezimmers und entwerfen das Programm für die Hochzeitsfeier. Wer soll Hadwig führen? die junge Frau kommt gerade dazu, als diese Frage erörtert wird.

„Hadwig, wen möchtest Du haben?“

„Ach Gott, Anne, das ist mir ganz gleichgültig.“ Sie setzt sich müde in einen der Sessel, die um den großen Eichentisch stehen und nimmt ein Buch zur Hand.

„Du kannst wählen zwischen Almers und Herbart.“

Es liegt nicht viel Verlockendes für sie in dem Gedanken, sich von Herbart führen zu lassen. Er hat sie tief verletzt. Aber an Almers ist ja nicht mehr zu denken, also — „Wenn es Dir gleich ist, Anne —“

„Natürlich“, beeilt sich diese zu versichern, denn sie hoffte, daß Hadwig sich zu gunsten Zürkes entscheiden würde.

„Dann gib mir bitte Herbart —“

Zürke Almers steht auf der Schwelle und hört es. Alles hat er von dem Hochzeitstag gehofft. Nun sieht er, daß sein Hoffen umsonst gewesen. Dieses verblendete Weib! Fassen hätte er Hadwig mögen — die beiden Handgelenke fassen — fest — weh mußte es ihr tun — und sie so zwingen zum Geständnis ihrer Liebe. Aber er kämpfte es nieder, dies sinnlose Verlangen.

„Fräulein Anne —“

Hadwig durchzuckte es bei dem unerwarteten Klang seiner Stimme. Er bemerkt es mit innerer Genugtuung — nimmt aber keine Notiz davon.

„Fräulein Anne, ich komme mit einer Bitte“, sagt er so laut, daß Hadwig es hören muß. „Wollen Sie mir nicht Fräulein Willing als Brautjungfer geben?“

„Ja — gern —“ Anne ist enttäuscht. Es kommt ihr so schnell. Die Willing ist ja solch ein Gänsgen! Was er an der hat, sie kann es nicht begreifen.

„Danke vielmals! Ich werds ihr gleich mal verkünden. Am Tennisplatz treffe ich sie.“

Hadwig beugt sich tiefer auf das Buch. Wie gut er weiß, wo sie zu treffen ist! So hat ers auch einmal von ihr gewußt — aber — jetzt nicht mehr —

Klar und hell brach Annes Hochzeitstag an. Leuchtender Sonnenschein lag über den taugligernden Wiesen am Watt, und wolkenlos blaute ein Blauhimmel über dem Meer. Am frühen Morgen schon war Anne zum Strand gegangen und hatte der See Blumen in den Wogenschoß geworfen. Ihr Abschiedsgruß

sollten sie sein und ihr Dank. Hadwig war inzwischen in der Kirche und schlang eine Guirlande aus Strandweide und Meerastern um die Stühle des Brautpaares und bestreute den schmalen Gang, der zum Altar führte, verschwenderisch mit Pirolas. Und nun war sie fertig mit allem, und mitten in der Kirche stehend, gerade unter dem zierlichen Schiffsmodell, welches vom Gewölbe herniederhing, überschaute sie noch einmal prüfend ihr Werk. Unwillkürlich kam ihr da der eigene Hochzeitstag in den Sinn. Ein halbes Kind war sie noch gewesen, nicht nur in bezug auf die Jahre, ihr ganzes Denken und Fühlen hatte noch in der Anospe gelegen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte sie wohl kaum mit jenem Manne glücklich werden können. Heute wenigstens würde es ihr unmöglich sein, Werner Ottens Weib zu werden, darüber war sie sich klar. Und wider Willen mußte sie an Zürke denken. Sie sah sich im Geist an seiner Hand über all die Blumen nach dem Altar schreiten, sah sich dort niederknien und fromm das Haupt neigen. Und die Glocken der kleinen Inselkirche läuten, und die Orgel tönt leise mit, und der Pfarrer, dieser blonde, breitschultrige Frieze mit den hellen Germanenaugen, legt die Hand auf ihren Scheitel und —

„Gnädige Frau!“

Erschrocken wendete sie sich um. Da stand Zürke Almers suchend im Dämmerdunkel des Gotteshauses.

„Verzeihen Sie“, er hatte Hadwig endlich entdeckt, „daß ich hier eindringe, ich will nicht lange stören. Rose Willing möchte nur wissen, ob Sie eine Hilfe nötig haben, sonst würde Sie selbstredend gern —“

„Danke!“ wehrte sie schroff und bückte sich nach einer Blume.

„Ich bin fertig. Fräulein Willing braucht sich nicht zu bemühen.“

Er betrachtete mit scheinbarem Interesse das Schiffsmodell und sagte so obenhin: „Das klingt nicht sehr höflich.“

„Es solls auch nicht“, erwiderte sie kurz und schickte sich an, die Kirche zu verlassen. Mit zwei Schritten war er neben ihr.

„Ich — Frau Hadwig — wollen wir nicht noch eine Strandpromenade machen?“

Sie war erstaunt und auch empört über sein Anfinnen. Heute, wo Rose keine Zeit für ihn hatte, weil sie dieselbe für ihre Toilette brauchte, denn das Geschöpfchen war eitel, heute kam er, wollte sich ausnahmsweise mit ihr begnügen.

„Gehen Sie mit!“ bat er nochmals.

„Nein!“

„Frau Hadwig, es ist heute Annes Hochzeitstag! Wissen Sie nicht mehr, wie wir uns auf denselben gefreut haben?“

Daß er sie daran erinnern mußte! Sie zog die Stirn in finstere Falten.

„Und ich dachte“, fuhr er fort, „daß wir uns vielleicht gerade heute mancherlei zu sagen hätten.“

Sie klopfte nervös mit der Spitze ihres grauen Strandschuhes auf den Backsteinboden. „Ich wüßte wirklich nicht, Herr Almers. Und überdies habe ich auch keine Zeit.“

Er sah nach der Uhr. „Die Feier ist erst in drei Stunden. So lange braucht Frau Hadwig doch nicht zu ihrer Toilette.“

Sie lächelte kaum merklich. „Was weiß Eckehard davon?“ Der Name, der alte Liebe, war ihr über die Rippen geglitten, ohne daß sie es gewollt. Nun wurde sie rot und blickte noch abweisender drein, als zuvor. In seinen Augen aber leuchtete es freudig auf.

„Haben Sie vergessen, daß Eckehard einmal auf dem Hohentwiel gelebt hat? Dort lernte er manches, auch, sich für die Kleider schöner Frauen interessieren.“

„Dann bringen Sie Ihre Sachkenntnis nur anderweitig an — bei Fräulein Willing vielleicht — die wird das mehr anerkennen als ich.“

Sie neigte spöttisch-hochmütig das Köpfchen und trat ins Freie.

Die Ziviltrauung fand in dem festlich hergerichteten Besesszimmer vor ganz wenig Zeugen statt. Hadwig nahm nicht teil. Sie benutzte die Zeit — viel war ihr ohnedies nicht geblieben — zum Umkleiden. Und wie sie nun vor dem Spiegel stand und die weiße Seide des faltigen Empiregewandes silberschimmernd an ihr herniederfloß, da nickte sie mit einem wehen Nächeln ihrem eigenen Bilde zu. Jung war sie und schön — aber für wen?

Es klopfte. Ein Strauß roter Geranien wurde für sie abgegeben. Sie erbleichte und griff mit bebenden Fingern nach der Karte, die in den Blüten steckte. Herbart!

„Ich konnte nichts Besseres aufreiben“, schrieb er dazu. „Die einzige Blume, die Frau Hadwigs würdig ist, die Rose, gedeiht nicht auf Rangeoog.“

Zornig schleuderte sie den Strauß auf den Tisch! Rote Geranien! Sie sank in den nächsten Sessel und bedeckte aufschluchzend das Gesicht mit den Händen! Rote Geranien! Brennende Liebe! O Zürke, Zürke —

Almers hatte für Rose Willing ein Bukett La France vom Festland kommen lassen, worauf das kokette Ding nicht wenig stolz war. Er unterhielt sich just lebhaft mit ihr, als Hadwig an Herbarts Arm über die Schwelle trat.

„Da“, sagte das Mädchen, „Frau Otten! Wie schön sie noch immer ist, und sie kann doch kaum mehr so jung sein, nicht wahr?“ Kindlich unschuldig sahen die braunen Augen zu ihm empor.

Er nickte zerstreut. Die Lust, Konversation zu führen, war ihm plötzlich vergangen. Er blieb fortan schweigsam, trotzdem seine Dame sich krampfhaft bemühte, ihn zu beleben. Die Stimmung war überhaupt im ganzen eine seltsam gedrückte. „Wie bei einem Leichenbegängnis“, dachte Zürke und ihm war, als müßte er ersticken in all der Feierlichkeit, welche die lieben Nächsten der Sitte entsprechend um das Brautpaar aufstürmten. Er sehnte sich nach Hadwigs silbernem Lachen — aber das war in letzter Zeit völlig verstummt, und jetzt saß sie neben Anne und machte genau solch eine Leichenbittermiene wie die anderen. Herrgott! Man ging doch nicht zu einem Begräbnis! Man feierte eine Hochzeit! Ob das alle vergessen hatten? Zwei Menschen, die sich lieb hatten, sollten sich nun angehören dürfen fürs ganze Leben! Da mußte man sich doch freuen mit ihnen und nicht einhergehen, als sei man zu einem Leicheneffen geladen.

Kurz bevor sich der Zug zum Kirchgang ordnete, fand Anne Gelegenheit, eine Minute ungestört mit Zürke Almers zu sprechen.

„Bleibt es bei der Wette?“ fragte sie besorgt.

„Ja, Fräulein Anne —“

„Morgen?“

„Ja!“

„Aber es ist doch ein Frevel! Fühlen Sie das denn nicht?“ Er zuckte die Achseln.

„Herbart liebt Hadwig. Ich fürchte, daß —“

„Ich weiß alles —“

„Und dennoch?“

„Gerade darum!“

Das verstand Anne nicht. Sie schüttelte bekümmert das Haupt. „Darf ich Hadwig nicht wenigstens in Kenntnis setzen?“

„Um keinen Preis, Fräulein Anne! Ich hab Ihr Wort! Aber bitten möchte ich Sie bei dieser Gelegenheit um etwas.“

„Reden Sie nur. Wenn ich kann —“

„Gewiß. Sie sollen nur Hadwig — Frau Otten meine letzten Grüße bringen, falls mir morgen ein — Unglück passiert. Man muß mit allen Möglichkeiten rechnen —“

Annes Augen füllten sich mit Tränen.

„Ich will es tun. Aber ich dachte — Sie hätten vielleicht heute noch das Bedürfnis, selbst mit Hadwig zu sprechen — sich auszusöhnen mit ihr —“

„Ich hatte es auch, Fräulein Anne. Ich suchte sie deshalb in der Kirche auf, doch sie wies jeden Versuch zurück.“

„Weil sie nicht wissen kann, daß — daß — o Gott! Zu denken, daß es heute für Sie der letzte Tag sein könnte!“

„Liebes Fräulein Anne!“ Er zog ihre Hand gerührt über so warme Anteilnahme an die Rippen.

„Almers, Sie Schwerenöter! Machen Sie denn jeder die Kur? Verzeihung, daß ich dies tête-à-tête so grausam störe, ich bin aber beauftragt, die Braut zu holen. Ihre kleine Rose wartet ebenfalls voll Ungeduld, lieber Almers. Darf ich bitten, Gnädigste?“

Anne warf ihm noch einen flehenden Blick zu, dann ließ sie sich zu dem Professor führen, während Zürke mit nicht sehr großer Eile Fräulein Willing aufsuchte.

Man war gezwungen, den Kirchweg zu Fuß zurückzulegen, denn auf Rangeoog gab es keine Wagen, wenigstens keine solchen, die als Hochzeitskutschen in betracht kommen konnten. Der Pfad vom Hotel bis zum Gotteshaus war dicht mit Grün bestreut, und sämtliche Insulaner befanden sich auf den Beinen und bildeten Spalier, denn diese Trauung bedeutete ja ein Ereignis für das stille Fischerdorf. Golden strahlte die Sonne hernieder, die Paare pfliffen einen übermütigen Festmarsch, und dazwischen läuteten jubelnd die Glocken. Und als das Brautpaar durch die Pforte der Kirche schritt, da setzte leise die Orgel ein, und süße helle Kinderstimmen sangen ein frommes Lied. Am Altar stand wartend der Geistliche. Eine kleine, aber erhebende Feier war es, die sich nun vollzog, eine Feier, die so recht in den schlichten Rahmen des Friesenkirchleins paßte.

Hadwig und Zürke Almers waren die ersten, welche dann — eigentümlicherweise gleichzeitig — glückwünschend an das junge Paar herantraten. Viel war es freilich nicht, was sie dabei redeten, aber die schweizerlich-innige Umarmung, mit welcher Hadwig die Freundin umfing, und der feste Händedruck, den Zürke mit dem Professor tauschte, sagten beiden wohl mehr, als tausend Worte vermocht hätten.

Ein heiteres Festmahl im Hotel folgte der kirchlichen Feier. Wie weggefegt waren die Leichenbittermienen! Es herrschte allseitig die fröhlichste Stimmung. Einige gab es freilich, denen war das Lachen Dual. Aber sie beherrschten sich und zeigten es nicht. Und wenn Hadwigs Wangen sich trotz des Weines nicht röten wollten, und zwischen Zürkens Brauen eine senkrechte Falte saß, so war doch Herbart um so ausgelassener. Man kannte ihn nicht wieder. Er hielt die wichtigsten Reden, toastete auf alles,

ließ mit jedem an — nur nicht mit Almers. Dem ging er aus dem Wege, und dieser suchte ihn auch nicht.

Plötzlich vermischte der Kleine Hadwigs Strauß. „Wo sind denn die Blumen?“

„Auf dem Zimmer—“

„O, Frau Hadwig!“

Es lag so viel Schmerz in diesem kurzen Ausruf, daß sie weich gestimmt wurde.

„Verzeihen Sie mir, Herbart — aber ich konnte die Geranien nicht tragen —“

Zürke, der das Wort „Geranien“ hörte, wurde aufmerksam.

„Nicht? Warum denn? Früher mochten Sie sie doch so gern —“

„Ja — früher —“ Ein Schatten glitt über ihre Züge — „früher —“

„Und jetzt?“

„Quälen Sie mich nicht so, Herbart! Sie sind der reine Untersuchungsrichter.“ Damit wollte sie die Sache ins scherzhafte ziehen, aber es zuckte so verräterisch um ihre Lippen, daß der Versuch völlig mißglückte.

„Pardon —“ murmelte er und stürzte hastig ein Glas Wein hinunter. Da begegneten seine Blicke denen Zürkes. Er füllte sein Glas von neuem und hielt es ihm entgegen. „Proßt, Almers! Wir wollen trinken und lustig sein, denn morgen sind wir tot —!“

Niemand ahnte den tiefen Sinn dieser übermütigen Worte. Laut und grell klangen die Gläser zusammen — da — Hadwig schrie leise auf — ein seltsamer Ton — ein Mirren — und unter Scherben ergoß sich die rote Flut wie ein Blutstrom über Zürkes Hand auf den weißen Damast des Tischtuches. Jemandwer meinte, das bedeute Glück. Aber Hadwig vermochte den Glauben nicht zu teilen. Sie hatte sich zitternd erhoben und zu Anne geflüchtet, doch bei ihr begegnete sie der gleichen Bestürzung. Herbart und Almers dagegen ignorierten den unangenehmen Zwischenfall vollständig.

Am Spätnachmittag reisten die Neuvermählten ab. Die schwarz-weiß-rote Flagge vor dem Hotel senkte sich auf Halbmast, und alle Gäste geleiteten das junge Paar bis zum Dampfer, der sich bekränzt und bewimpelt auf den silbernen Wellen des Wattenmeeres schaukelte. Der Professor sah strahlend glücklich aus, und Anne nicht minder, obgleich es schien, als lächle sie durch Tränen. Es sollte auch noch eine Abschiedsmusik geben, die Langooger Nationalhymne!

„Um Gotteswillen!“ Herbart hielt sich bereits jetzt die Ohren zu. „Auch das noch zu allem Schmerz! Mich bringt schon ein oller Leierkasten zum Weinen, und nun erst dieser rührende Gesang! Professorchén, Sie gestatten, daß ich mich zurückziehe. Ich habe die Ehre, gnädige Frau —“ eine kurze Verbeugung, und der Kleine drehte um und stapfte davon. Aber der Musik entrann er nicht.

„Lang Langoog, Langoog, Langoog —“

Lang Langoog —

Lang Langoog —

Lang Langoog, Langoog, Langoog —

Lang Langoog —

Lang — nge — oog —“

Klang es ihm nach der Melodie des bekannten irischen Volksliedes nach.

„Verdamntes Gedudel!“ knurrte er grimmig und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Dann ward es still. Der Dampfer war abgestoßen und die Entfernung zwischen ihm und der Insel vergrößerte sich mehr und mehr. Einer nach dem andern folgte Herbart, nur Hadwig stand noch draußen am äußersten

Ende der Landungsbrücke. Anne hatte ihr beim Scheiden einen Brief gegeben.

„Ich wollte Dir das alles selbst sagen, was darinsteht, Gadi, aber wir sind nie allein gewesen heute.“

Ach, Hadwig glaubte zu wissen, was der Brief enthielt! Jedenfalls eine Mahnung, Zürke entgegenzukommen, nicht länger den törichtsten Groll zu nähren — ja, aber wenn sie auch diesen Wunsch Annes erfüllte, so wie früher würde es darum doch nie mehr werden können — nie mehr —

X.

Als man am Abend auseinanderging, faßte Herbart Zürke Almers noch einmal ab. „Also — es bleibt dabei — morgen — zur verabredeten Zeit?“

„Ich denke so,“ erwiderte Zürke kühl.

„Bei jedem Wetter?“ fragte der Kleine. „Der Himmel umzieht sich. Es wird vielleicht Sturm geben. Wenn Sie nicht wollen —“

„Ich?“ Zürke maß ihn mit einem sonderbaren Blick. Er schien eher zu glauben, daß Herbart die Bootfahrt bei Sturm scheute.

„Also,“ sagte dieser, „dann bleibt's dabei.“

„Gut. Sorgen Sie für ein Fahrzeug. Wenn wollen Sie Ihr Leben anvertrauen, wenn man fragen darf?“

„Keinem!“ Den Schriftsteller schüttelte es fast vor Erregung.

„Keinem? Herbart, Sie unternehmen Unmögliches.“

„Nah,“ er lachte, „kümmern Sie sich gefälligst um Ihr eigenes Leben.“

Das Wetter ist wirklich umgeschlagen und hat den Sturm gebracht, den Herbart prophezeite. Hadwig kann nicht schlafen. Sie hört das Donnern der Brandung, hört den Sturm, der ums Haus tobt und mit rohen Fäusten an Fenstern und Läden rüttelt, daß alles ächzt und kracht und meint, es könne kein Ziegel auf dem anderen bleiben. Aber nicht die Angst vor dem Unwetter ist es, die Hadwig wach hält. Sie fürchtet sich nicht. Ihre gesunde Natur liebt den Sturm als etwas Verwandtes. Nein, Annes Brief ist es, der ihr die Ruhe raubt, die wahnsinnige Angst um das Leben des Mannes, der ihr der liebste ist auf Gottes weiter Welt. Anne hat ihr alles mitgeteilt — rückhaltlos! „Ich vermag nicht,“ schreibt sie, „Du mußt helfen. Du kannst es auch. Hadwig, was auch zwischen Dir und ihm liegen mag — vergiß es in dieser Stunde. Zürke liebt Dich noch, und er verdient auch Deine Liebe —“ Hadwig kann ihn fast auswendig, den Brief, so oft hat sie ihn gelesen. Und nun liegt sie im Bett, völlig wach, und starrt mit großoffenen Augen ins Dunkel. Wenn doch erst morgen wäre! Sie kann nicht loskommen von dem Gedanken, daß sie die Schuld trägt an dem Unglück, welches sich vorbereitet. O, wie will sie Zürke bitten! Sie will ganz demütig sein — sie will auch Herbart bitten, daß er absteht von diesem Trebel — wenn doch erst morgen wäre! Hätte sie früher Annes Worte gelesen! Aber so war es schon tief in der Nacht, als der Brief ihr wieder einfiel. Sie will nicht schlafen, um die Zeit nicht zu veräumen, aber endlich macht die Natur ihr Recht geltend — Hadwig schlummert ein. Als sie wieder erwacht, ist es lichter Tag. Entsetzt fährt sie vom Lager empor und schaut um sich. War das alles — nur ein Traum — ein graufiger? Nein — da liegt der Brief — „Gott im Himmel, erbarme Dich —“ stöhnt sie und kleidet sich an — hastig, mit zitternden Fingern. Dann eilt sie durch das stille Haus hinab ins Frühstückszimmer. Hier ist noch kein Mensch. Natürlich, wie denn auch? Jetzt schläft noch alles. Ist es doch kaum 6 Uhr! Hier will sie warten. Auf einem Seitentischchen stehen zwei

geleerte Tassen. Als Hadwigs Blick darauf fällt, muß sie sich einen Moment an der Wand halten, um nicht umzusinken.

„Hat — hier schon jemand Kaffee getrunken?“ fragt sie den Kellner, der ihr das Frühstück serviert.

„Zawohl, gnädige Frau. Herr Gerbart und Herr Allmers. Sie sind zur Robbenjagd gefahren.“

Der Ganymed erlaubt sich noch die Bemerkung, daß dies heute wahrscheinlich ein nutzloses Unternehmen sein dürfte, aber Hadwig hört ihn nicht. Die Angst, die wahnsinnige, die sie gequält hat während der ganzen Nacht, packt sie von neuem — wächst — wächst — und wird riesengroß! Und mit gespenstlichen Fingern krallt sie sich fest in der Seele des jungen Weibes und würgt — und würgt — aber Hadwig schüttelt sie ab, die Geisterhände. Ohne recht zu wissen, was sie tut, stürzt sie eine Tasse Kaffee hinunter. Ihr ist kalt vor Grausen. Die Zähne schlagen ihr aneinander, und sie bebt an allen Gliedern. Trotzdem läuft sie hinaus, so wie sie ist, im leichten Morgenleid.

Der Sturm währt noch fort. Mühsam kämpft sie sich vorwärts bis zu den Dünen des Herrenstrandes — und da liegt es vor ihr, das Meer, das weite, unermessliche, in grauenhafter Schönheit! Haushoch gehen die Wogen. Weißlichgrün sind sie mit mächtigen Schaumkronen. Darüber hängen schwere, blauschwarze Wolken, und im Osten tauchen zuckende Blitze den Himmel in Flammenglut, und dumpfgrollender Donner folgt ihnen. Der Sturm hat die Flut höher getrieben, als sonst. Einzelne Burgen sind zerstört, auch der Hohentwiel. Die Baldurflagge liegt zerfetzt an den Dünen, und traurig ragt der gebrochene Fahnenmast in die Lüfte. Ein Boot ist weit und breit nicht zu sehen, auch von der Sandbank erblickt man schon keine Spur mehr. Dunkle Wogenleiber wälzen sich schäumend darüber hin. Hadwig klettert hinunter, denn sie vermag sich droben kaum auf den Füßen zu halten, so wütend umtost sie der Sturm. Nun geht sie dicht am Wasser hin. Drohend erheben sich zur Seite die Wogen und stürzen donnernd vorüber. Weiße, schillernde Schaumflocken fliegen vom Wasser her und bleiben an Hadwigs Kleidersaum hängen. Von den Dünen her weht der Sturm ihr ganze Sandwolken in die Augen. Sie vermag kaum noch zu sehen, dennoch strebt sie mutig vorwärts, der Stelle zu, wo die kleine, schwarze Landungsbrücke der Segelboote aus der Flut schaut. Etwas Dunkles bewegt sich dort unten hin und her — schon keimt eine leise Hoffnung in ihrem Herzen freudig auf — da bemerkt sie beim Näherkommen, daß es die Schiffer sind, die sich mit einem am Boden liegenden Gegenstand zu schaffen machen. So schnell als nur möglich, hastet sie darauf zu. Die Männer grüßen und treten schweigend zurück, und da leuchtet ihr Zürkes Antlitz geisterhaft bleich entgegen —

„Ertrunken —“ murmelt einer, sie aber greift mit beiden Händen in die Luft und bricht dann lautlos zusammen.

Drei Wochen später. Durch weit geöffnete Fenster strömt die kräftige Seelust ungehindert in ein Krankenzimmer. Schwester Marie sitzt dort und liest in einem frommen Buch. Draußen pfeifen lustig die Stare. Hadwig liegt ganz still — ohne sich zu rühren — und schaut mit großen, sinnenden Augen um sich. Wie war das doch? Zum erstenmal ist sie mit völlig klarem Bewußtsein erwacht. Nun kann sie sich mit ihren Gedanken so schnell nicht zurechtfinden. Das ist ihr Zimmer — und das dort ist Schwester Marie — die kennt sie genau — aber wie kommt sie hierher? Sie sieht die Medizinflaschen auf dem Nachttischen stehen. Ja — ist sie denn krank? Langsam fährt sie sich mit der schmal und durchsichtig gewordenen Hand über die Stirn. Wie war das doch? Annes Hochzeitstag — Zürke und die Wette — mit einem male erinnert sie sich — und der Morgen steht wieder vor ihrer Seele, der entsetzliche Morgen, an dem sie zu

spät kam. Und da kann sie nicht anders — sie muß seinen Namen rufen, als wollte sie ihn damit wieder erwecken — „Zürke! Zürke!“ Dann verwirren sich die Gedanken von neuem — sie sieht seltsame Dinge — und nachher träumt sie. Gerbart ist da und hat ihr einen Strauß Geranien gebracht. Da kommt auch Zürke, und sie kämpfen, aber Zürke bleibt Sieger, und dann hat er die roten Geranien, und er schenkt sie ihr — brennende Liebe — und dann und dann — — —

Sie hebt die traumschweren Lider, aber niemand ist bei ihr. Nur die Geranien, die liegen wirklich auf der weißen Bettdecke, wirklich! Zaghaft greift sie danach — sie fürchtet, es könne noch immer ein Traum sein. Doch die Blumen verschwinden nicht, und dann irrt ein müdes Lächeln um ihre Lippen. Schwester Marie ist aufmerksam geworden. Wie sie jedoch an das Lager der Patientin tritt, liegt diese schon wieder regungslos mit geschlossenen Augen. Aber der Pflegerin entgeht weder das leise Beben der gefalteten Hände, welche die Blumen ans Herz drücken, noch die klaren Tropfen, die sich unter den langen Wimpern hervor über die Wangen stehlen, und Schwester Marie fühlt, daß nun weder sie noch der Doktor helfen können. Sie lächelt flüchtig und verläßt geräuschlos das Zimmer. Nach wenigen Minuten kehrt sie zurück.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die neue Diplomatie

behandelt Chalmers Roberts in einem fesselnden Artikel in „The Worlds Work“, wobei er auch ein paar hübsche Anekdoten über die Etikette bei Hofe erzählt. Vor zwanzig Jahren, führt er aus, schien es nicht unwahrscheinlich, daß die Diplomatie als ein schätzbarer Faktor in der Weltpolitik auf dem letzten Loch pfeiff. Die scherzhafte Anregung, daß an die Stelle der Gesandten Zeitungskorrespondenten treten sollten, hatte mehr als ein Körnchen Wahrheit in sich. Die neue Diplomatie der offenen Reden, inspierten Veröffentlichungen, offenen Verhandlungen und Staatsbesuche muß sich erst durchsetzen. Selbst die russischen Diplomaten können nicht mehr standhalten gegen die neuen Einflüsse und das offene Vorgehen ihrer Kollegen. Verschiedene Einflüsse haben mitgewirkt, um den diplomatischen Methoden von vor hundert Jahren ein Ende zu machen. Die Erfindung und Ausdehnung des Telegraphensystems war der erste schwere Schlag; denn es machte den Gesandten nur zum „Agenten am Ende des Drahtes“. Aber die Verbreitung und Fortdauer der Volksregierung hatte noch mehr Einwirkung auf die Klarlegung internationaler Angelegenheiten. Der ständige Einfluß der Parlamente geht dahin, dem Volke ausländische Verhandlungen zu enthüllen, so daß die Staatsminister allgemein die Öffentlichkeit als beste Politik angenommen haben. Dadurch hat sich auch die Stellung der Gesandten völlig geändert. Früher traf er Entscheidungen, und seine Regierung unterstützte ihn; jetzt trifft die Regierung die Entscheidungen, und er muß sich mit den Folgen abfinden. Dadurch aber ist die Bedeutung des diplomatischen Korps nicht verringert worden; nur sein Geschäftskreis wurde ein anderer. Der Diplomat hat sich demokratisiert, er sucht fast das einfache Volk auf, um es kennen zu lernen und seine Stellung zu jeder öffentlichen Frage „vorzuahnen“. Er ist nicht mehr ein besonderer Bote seines Herrschers, sondern ein Sendling von einem Volk zum anderen, und er wird nur Erfolg haben, wenn er auch die

Volksgunst gewinnt. Auch seine Stellung als öffentliche Persönlichkeit hat sich geändert. Früher war er ein feierlicher Potentat, der für sich lebte; jetzt legt er Grundsteine, öffnet Krankenhäuser, enthüllt Denkmäler und führt den Vorsitz bei Festlichkeiten. Ein gutes Diner oder eine anmutige Rede haben oft den Tag gewonnen, und Mangel an Takt hat oft eine Laufbahn zerstört. So erzählt man folgendes Geschichtchen: Die Königin von Dänemark war bekanntlich durch Familienverbindungen sehr einflussreich in internationalen Angelegenheiten. Im Alter wurde ihr Gehör sehr schlecht, was eine Unterhaltung mit ihr erschwerte. Eines Tages wurde ihr ein junger Diplomat vorgestellt, der in einer besonderen Mission nach Kopenhagen geschickt war. Natürlich wollte er gern ihre Gunst gewinnen. Nach der üblichen Begrüßung fragte die Königin: „Wie lange sind Sie in Dänemark?“ „Drei Monate, Ew. Majestät.“ Nach einigen weiteren Fragen kam die Königin wieder darauf zurück. „Wie lange, sagten Sie?“ „Drei Monate, Ew. Majestät.“ Er sah aber, daß sie ihn nicht verstanden hatte, und da er in Anwesenheit des Hofes nicht schreien durfte — hielt er drei Finger hoch! Das war ein böser Mißgriff. Die Königin drehte ihm den Rücken zu, und der junge Mann wurde bald, sehr bald abberufen. Früher war es feststehende Regel, daß ein Gesandter nicht in einem Lande akkreditiert sein konnte, aus dem seine Gattin gebürtig war, da man fürchtete, sie könne ihren Mann zu gunsten ihres Vaterlandes beeinflussen. Jetzt soll der Gesandte die Gefühle des Volkes, unter dem er lebt, genau kennen, und man hat nichts dagegen, daß die amerikanischen Gesandten Deutschlands, Englands und Frankreichs mit Amerikanerinnen verheiratet sind. Andererseits haben die ins Ausland geschickten Amerikaner einen sichtbaren Einfluß auf die Führung der internationalen Angelegenheiten gehabt. Die Formlosigkeit der Yankee hat mit mancher Etikette ausgeräumt. So hatte einst ein Gesandter der alten Schule eine lange Beratung mit seinen Sekretären, ob ein aus einem Notizbuch gerissenes Blatt, auf das sein amerikanischer Kollege eine wichtige Mitteilung getipelt hatte, mit der Bitte um mehr Förmlichkeit genommen oder zurückgegeben werden sollte. Die Tatsache, daß diese rauhen Männer, die durch politisches Glück in Stellungen kamen, für die sie gesellschaftlich nicht paßten, Fähigkeiten zeigten, die über alle Eleganz ihrer Gegner siegten, hat ihren Methoden eine gewisse Achtung verliehen. Jeder europäische Hof hat seine Geschichten über die Ungeschicklichkeit eines amerikanischen Gesandten. So erzählt man sich noch im Haag eine Anekdote von der Frau eines amerikanischen Gesandten, die eine Audienz bei der Königin-Mutter, damaligen Regentin, hatte und auf ein Bild der Königin Wilhelmine weisend fragte: „Das ist Ihr Töchterchen, Madame?“ Auf die bejahende Antwort sagte sie zum Schrecken und Vergnügen des ganzen Hofes: „Ich muß sagen, es ist ein mächtig hübsches Kind.“ Noch charakteristischer für den völligen Mangel an Etikette ist folgende Geschichte, die einem amerikanischen Gesandten in St. Petersburg passiert ist: Es war bei einem der sehr förmlichen Levées am Neujahrstage, bei dem die Majestäten die Reihe der Diplomaten entlang gehen und mit jedem GrüÙe austauschen. Bei einem dieser Empfänge war die Kaiserin, jetzige Zarin-Witwe, nicht anwesend, da kurz vorher eine Großfürstin geboren worden war. Die Gattin des amerikanischen Gesandten war nun aus demselben Grunde ans Haus gefesselt. Als der Zar die Reihe entlang ging, tauschte er mit jedem der Herren die üblichen GrüÙe aus und fragte auch wie gewöhnlich, was für Nachrichten er von Hause habe. Das bedeutet natürlich in der diplomatischen Welt: „Wie geht es meinem guten Bruder, dem deutschen Kaiser?“ usw. Als der Zar nun zum amerikanischen Gesandten kam, fragte er auch: „Ich hoffe, Sie haben gute Nachrichten von Hause?“ In der Freude seines Herzens antwortete der Gefragte: „Ja, danke Ew. Majestät, vorzügliche Nach-

richten. Er ist ein Knabe, und er wiegt zwölf Pfund!“ Natürlich konnte das versammelte Corps kaum das Lachen unterdrücken. Aber der Zar bemerkte es anscheinend nicht und sagte, er freue sich, es zu hören, und bitte, Madame seine herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Dann ging er weiter. Aber die schlecht verhehlte Geiterkeit seiner Kollegen schiez auf den Amerikaner keinen Eindruck gemacht zu haben. Er trat aus der Reihe heraus, folgte dem Zaren, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Verzeihung, Majestät, ich vergaß mich nach dem Befinden der Kaiserin und der kleinen Großfürstin zu erkundigen.“ Der Kaiser dankte wieder freundlich und versicherte, es ginge beiden den Umständen nach gut. Die Geschichte machte die Runde bei allen Gesellschaften und kam auch zu den Ohren der Kaiserin, und bei dem nächsten Empfang dankte sie mit besonders hörbarer Stimme dem amerikanischen Gesandten für seine „gütige Nachfrage nach ihrer Gesundheit“ . . .

O. K.

(Nachdruck verboten.)

Ein Kunststück Paganinis.

Humoreske aus dem Künstlerleben von C. Spielmann.

Vor einer kleinen, augenscheinlich zum Zwecke heimlichen Durchschlüpfens hergestellten Lücke in der Tarushecke, die Signore Niccolo Paganinis Villa bei Parma umgab, stand ein junges, frisches Mädchen.

Unter der linken Hand hervor, die es zum Schutze gegen die blendenden Sonnenstrahlen über den Augen hielt, lugte es scharf und eifrig nach rechts den Fußsteig hinunter, der an der Hecke hinkief. So aufmerksam blickte es nach rechts, daß es einem braunen, schwarzhaarigen, jungen Burschen, einer jener wilden, sonnverbrannten Männer Schönheiten, wie sie unter dem Himmel Italiens aufblühen — daß es diesem jungen Burschen, der an der Hecke entlang von der entgegengesetzten Seite, als wohin das Mädchen seine Augen gerichtet hatte, herangeschlichen kam, nicht schwer wurde, unbemerkt sich zu nahen, das Mädchen zu umfassen und auf dessen Mund einen schallenden Kuß zu drücken.

„Ungetüm! Maladetto! Ist das eine Manier, Sor Gio, seine Braut hinterrücks zu überfallen und bis auf den Tod zu erschrecken?“

„Bist Du denn gestorben, Mona?“

„Rein, Ungetüm! Aber tot beinahe bin ich vor Schreck!“

„So komm' und laß Dich auferwecken vom Tode und wieder zum Leben bringen!“ Und der Bursche zog die nur gelind sich Sträubende abermals an sich und küßte sie herzlich ab.

„Cospetto! Ungetüm! So laß doch Deine Narrheiten! Der Augenblick dazu scheint mir übel gewählt, oder brächtest Du gute Botschaft und hätte der alte Schurke, der Sor Bucillo, die Frist gewährt?“

„Dich zu Herzen, Mona, ist der Augenblick immer gut gewählt!“ entgegnete Gio und verschlang dabei fast das Mädchen mit seinen brennenden Augen. „Aber,“ fuhr er fort, „der Madonna sei's geklagt! Frohe Botschaft bringe ich leider nicht! Der alte Hund Bucillo ist ein hartherziger, zäher Schuft, den die jammervollsten, flehenlichsten Bitten nicht erweichen! Gebeten habe ich, Mona, gebeten — santo Francesco! Ein Rieselfein wäre zu Wasser zerflossen bei meinen Bitten, nur Bucillos Herz blieb hart, wie — nun! Es gibt eben gar nichts weiter, was so hart ist, wie des alten Spitzbuben Herz! Habe ich binnen heute und vier Wochen die hundert Lire nicht bezahlt, bar und blank auf den Tisch gezahlt, so läßt er mich vom Gerichtszieher aus der Gütte treiben, nimmt mir den Acker samt Esel und Ziegen, und dann — ja, dann: gute Nacht, Heirat!“ Und

der vorhin so übermütige Bursche drückte jetzt beide braune, arbeitsiharte Hände vor die Augen und heiße, brennende Tränen quollen durch die Finger.

Mona konnte auch nichts weiter tun, als ihm um den Hals fallen und mit ihm weinen.

„O! Daß ich dem alten, schändlichen Halsabschneider in die Hände fallen mußte!“ seufzte Gio. „Über die lange Krankheit der alten Mutter, sie zehrte alles auf! Und ich konnte, ich durfte doch die alte, gute Mutter, die ja so viel eintrug für mich gearbeitet, jetzt, wo sie krank und elend war, nicht entbehren, nicht darben lassen!“

„Nein, Gio, das konntest, das durftest Du nicht!“ bestätigte Mona.

„Und ihr Begräbnis verschlang den letzten Rest von den hundert Lire, die mir der alte heimtückische, schlechte Nachbar Bucillo auf das Gütchen geliehen!“

„Nun, weine nicht so sehr, Gio! Ich kann das nicht sehen. Vier Wochen sind eine lange Zeit, wer weiß, wie's kommt, und die Madonna wird helfen. Wenn sich doch der — mögen mir die Heiligen die Sünde verzeihen! — der verdammte alte Schuft einstweilen mit den dreißig Lire, die ich habe, begnügen möchte! Meinst Du nicht, Gio, daß er's tun wird? Da sind sie, ich habe sie mitgebracht!“

„Nein, nein!“ wehrte Gio ab, „da sei Gott vor, daß ich dem alten Schleicher auch Dein sauer erspartes Geld noch in den Nachen würfe, zumal es doch unnütz wäre! Er wird das Geld nehmen, gewiß wird er das! Aber als Zinsen nur, wie er meine Arbeit, meine Milch, meine Oliven als Zinsen genommen hat, und die Sache bliebe doch immer noch dieselbe. Auf mein Gütchen hat er's einmal abgesehen, der schlechte Nachbar!“

„Alle Heiligen! Da ruft schon der Sor Paganini! O, er wird mich schelten, daß ich nicht da war!“ flüstert erschreckt und ängstlich das Mädchen, als aus dem Garten her der Ruf: „Mona! Mona! wo steckst Du denn?“ erscholl.

„Heute Abend, wie immer, hier!“ wisperte Mona noch eilends Gio zu. Dann schlüpfte sie durch die Heckenlücke hinein in den Garten und flog in hastigen Sägen der Stelle zu, von wo aus der Ruf nach ihr ertönt war.

Signore Niccolo Paganini, der große Geiger, der mit seinem wahrhaft dämonischen Spiel sechs Jahre*) lang Europas Menschheit bis in die tiefste Seele erschüttert hatte, der melancholische Künstler, den die Legende schon bei seinem ersten Auftreten auf dem öffentlichen Schauplatz in einen mysteriösen Nimbus hüllte, suchte und fand hier in der kleinen Villa die Ruhe, die ihm auf seinen Triumphzügen und im Lärm einer Siegesbahn, wie sie in der gesamten Geschichte der ausübenden musikalischen Kunst fast ohne Beispiel ist, versagt blieb. Sich selbst konnte er hier wieder einmal leben. Seine sonst stets umwölkten Stirn begann sich denn auch allgemach aufzuheitern, über das hagere, geistvolle Gesicht glitt ab und zu der lichte Sonnenstrahl eines Lächelns. Insbesondere dann, wenn er mit Mona plauderte. Und er tat das oft und viel, der Künstler, denn von allen Dienstleuten in seinem Haushalt war es allein dem frischen, schmucken Randmädchen, ihm selbst unbewußt, gelungen, den launenhaften Hausherrn nicht bloß mit ihren Diensten zufrieden zu stellen, sondern auch durch sein naives Geschwätz voll Mutterwitz und urwüchsigem Humor denselben oftmals zu belustigen und zu erheitern.

Seute von der Gemütsart Paganinis hatten es, sehen sie auf den Gesichtern ihrer Umgebung nicht allzeit den auf diesen

sonst ihnen gewohnt gewordenen Frohsinn, und sind dann, weniger allerdings aus allgemeiner Menschenliebe, als mehr aus Selbstsucht und Egoismus, auf alle Weise bemüht, die ihnen unangenehme, ihre Gewohnheit störende Veränderung zu beseitigen.

So bemerkte denn auch Signore Paganini sofort auf Monas Gesicht mißfällig die Tränen Spuren und fragte eifrig: „Was fehlt Dir, Kind? Deine Augen sind rot, Du hast geweint.“

Mona zögerte mit der Antwort.

Der Künstler heftete seine großen schwarzen Augen nachdenkend auf Monas Gesicht.

„Ah! Ich kann mir's denken!“ sagte er dann. „Es handelt sich um den Geliebten! Vertraue Dich mir an, Mona, vielleicht kann ich Dir helfen. Er hat Dich natürlich zuerst heiß und glühend geliebt, Dir tausend Versprechungen gemacht, Dir ewige Treue geschworen und dann, ja dann hat er Dich doch verlassen und liegt nun einer andern zu Füßen! O, ich kenne das ganz genau, Mona, ich habe Deine Geschichte wer weiß wie oft in der Oper gesehen!“

„O nein, Sor Paganini, Sie irren sich verzweifelt stark!“ entgegnete Mona mit großer Empörung, die ihres Herrn Mißtrauen in ihres Gio Treue erregte und die ihr köstlich stand, „verzweifelt stark irren Sie sich, Sor Paganini! Erstens ist mein Gio, mein Bräutigam, viel zu treu, um mir einer andern halber untreu zu werden, und zweitens haben wir weder eine Geschichte noch eine Oper, zumal das Dinge sind, die ich gar nicht kenne!“

Paganini lächelte.

„Aber geweint hast Du doch, Mona?“

„Nun ja, Sor, wohl habe ich geweint, und ich möchte das Mädchen sehen, das trockene Augen behält, wenn sein Bräutigam von Haus und Hof vertrieben werden soll, und es sieht nirgends Hilfe!“

Und Monas Augen begannen sich aufs neue mit Tränen zu füllen, und das frische Gesicht verzog sich schmerzlich.

„Weine nicht, Mona, weine nicht! Ich kann keine Tränen sehen! Von Haus und Hof aber vertrieben werden, Dein Bräutigam? So sage doch ordentlich, wie das zusammenhängt, vielleicht kann ich Dir helfen.“

Mona erzählte.

„Hundert Lire! hm! Eine große Summe freilich!“ meinte der Künstler, der in Geldsachen etwas stark an sich haltend, der sogar unzweifelhaft sehr stark geizig war, in sehr bedenklichem Tone. „Hundert Lire? Ja, ja! Das ist ein böses Ding, hundert Lire schaffen und nicht wissen, woher sie nehmen! Aber, sei still, Mona, weine nicht mehr, ich will darüber nachdenken, wie Euch zu helfen ist!“

„Ja! Und darüber wird die Frist verstreichen, Sor Paganini, und der alte Schuft Bucillo wird mit dem Gerichtsvollzieher da sein in der Hütte Gios, ehe Sie mit Ihrem Nachdenken zu Ende gekommen und die hundert Lire da sind!“ schluchzte Mona.

„Maladetto! Schluchze nicht so, Mona, ich kann das nicht hören, sage ich Dir! Wart! Daß mich sehen! Diavolo! Du sollst nicht mehr schluchzen! Ich verspreche Dir — geh! Vier Wochen sind eine Ewigkeit, mir fällt gewiß etwas ein, Dir zu helfen, Euch zu den hundert Lire — eine große Summe, Mona, eine große Summe — cospetto! so höre doch mit dem Schluchzen auf! Nun ja, ich verspreche Dir, Dein Gio soll nicht von Haus und Hof vertrieben werden, ich verspreche es Dir, Mona, aber, corpo di bacco! Ob Du das Schluchzen läßt und wieder lachst, Mona! Hörst Du! Lachen sollst Du, lachen, immer lachen und fröhlich sein, wie sonst!“

*) Niccolo Paganini, geb. 18. Februar 1781 zu Genua, durchzog von 1828—34 fast ganz Europa, ein Geiger, wie nach ihm keiner wieder dagewesen ist. Er lebte dann von aller Welt zurückgezogen auf seiner Villa bei Parma. Starb am 27. Mai 1840 zu Nizza.

„Ja! Darf ich Ihnen denn auch glauben mit Ihrem Versprechen, Sor Paganini?“ fragte Mona, halb nur erst getröstet und beruhigt.

„Diavolo! Das ist stark, Mona! Mir nicht glauben!? Ich verspreche Dir, Du sollst die hundert Lire — hm, hm, hundert Lire, ein ganzes Kapital! Nun ja! Meinestwegen denn! Ich find' schon etwas, Dir zu helfen. Sapristi! Laß das Schluchzen! Meinestwegen denn! Ich nehme die hundert Lire auf mich, Mona!“

„Danke, Sor, Danke!“ jubelte Mona und zog die schlanken, weißen Finger des Königs der Geiger wiederholt inbrünstig an ihre frischen Lippen.

Es war ganz kurz vor Weihnachten, da sich diese kleinen Szenen abspielten.

In Italien hängt man in der Christnacht einen Holzschuh in den Schornstein. Ein Engel vom Himmel, sagt man den Kindern dann, fülle den Schuh mit allerlei schönen Gaben für die frommen und artigen Kleinen.

Am Abend des 24. Dezember befand sich der Maestro in seinem Salon, als ein Facchino eintrat und eine große Kiste übergab, auf der in Lapidarschrift zu lesen stand: „Signore Niccolo Paganini. Zu eigenen Händen.“

Erstaunt ließ der Künstler sich Hammer, Meißel und Zange bringen und machte sich daran, selbst die Kiste zu öffnen. In einer Umhüllung von vielen hundert Papierbogen fand er darin einen Holzschuh, wie die Landbewohner solche tragen.

„Ein Holzschuh!“ rief der Künstler voll Zorn. „Sa, das ist ein malitioser Scherz! Die schätzbaren Parmesaner schicken mir einen Holzschuh zu Weihnachten, um mir damit zu sagen, daß ich, wie kleine Kinder, immer nur verlange, niemals gebel Maladetto!“

„Pah, ärgern Sie sich nicht darüber, Sor!“ tröstete Mona, die wie gewöhnlich allein um den Herrn herum war. „Man hat's mit dem Spaß gewiß nicht boshaft gemeint. Und wissen Sie was, Sor Paganini? Geben Sie mir den Holzschuh, ich werde ihn in den Rauchfang hängen, vielleicht legt mir ein Engel dahinein über Nacht die hundert Lire — Sie wissen ja, Sor!“

Paganini bligte das Mädchen mit seinen dämonischen Augen einen Moment mißtrauisch an, ob am Ende auch Mona ihn, seiner geringen Geneigtheit halber zu geben verspotten wolle. Aber in des Mädchens treuherzig und vertrauend, wenn auch nicht ohne Schelmerei, auf ihn gerichteten Blicken war kein Spott zu lesen.

„Den Holzschuh Dir geben, Mona?“ sagte er sinnend und den Schuh in der Hand wiegend.

„Ja, Sor, es ist ja Christnacht heute, und die hundert Lire — Santa Madonna! wir haben sie ja immer noch nicht!“ meinte feufzend Mona.

„Hm, die hundert Lire! Ja, ja, hm, hm! Das ist's! Du sollst den Holzschuh haben, Mona, aber nicht heute Abend schon, sondern ich will ihn Dir als Aussteuer, als Hochzeitsgeschenk geben, und gib acht, es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden sich Leute genug finden, die Dir diesen Schuh, mit dessen Gabe mich die Geber zu verspotten gedachten, mit Gold aufwägen!“

Und damit nahm der Künstler den Holzschuh und zog sich mit ihm in sein Schlaffabinett zurück.

Kopfschüttelnd sah ihm Mona nach.

„Madonna! Er wird doch nicht?!“ flüsterte sie und tippte sich mit dem Finger vor die Stirn.

Drei Tage lang blieb er in seinem Schlafgemach. Nur Mona durfte zu ihm, um ihm den Kaffee und das Essen zu bringen und das Zimmer aufzuräumen. Erstaunt sah sie, wie der Signore mit Feile und Meißel, Hammer und Säge an dem Holzschuh herumhantierte.

„Verschweige gegen jeden, was Du mich hier tun siehst, Mona. Es handelt sich sonst um Deine hundert Lire!“ sagte der Künstler, und Mona natürlich schwieg, schwieg gegen jeden, Gio selbst diesmal nicht ausgenommen.

So lange bereits auch Meister Paganini in Parma wohnte, vergebens hatten die Musikfreunde ihn immer und immer gebeten, doch einmal, ein einziges Mal, nur sich hören zu lassen. Stets schlug der launische Künstler alle Bitten rund und nicht immer in allzu gewählter Form ab, und, um es nicht zu verschweigen, das boshafte Geschenk des Holzschuhes am Christabend war eine kleine Rache gewesen, die an dem Meister zu nehmen, sich die Musikfreunde Parmas erlaubt hatten. Paganini ahnte dies sehr wohl, und die Sünder wollte er strafen, womit sie gesündigt, mit dem schönen Geschenk, dem Holzschuh, wollte er sie in Entzücken versetzen.

Zum größten Erstaunen ganz Parmas verkündeten eines Morgens Anschlagzettel: „Signore Paganini wird am Neujahrsabend im Musiksaal seiner Villa ein Konzert geben. Er wird sechs Stücke spielen. Drei auf seiner Geige, drei auf einem Holzschuh. Es werden fünfzig Billette zu zwanzig Lire das Billet ausgegeben.“

In kaum einer Stunde, nachdem man die Anschlagzettel gelesen, waren natürlich die fünfzig Billets vergriffen, und in der ganzen Stadt sprach man nur von dem Doppelwunder, daß Paganini spielen und daß er auf einem Holzschuh spielen werde.

Die enthusiastierte kleine Gemeinde empfing den Meister, als dieser auf das Podium trat, lächelnd, verjüngt, seine Lieblingsgeige unter dem Arm, mit begeisterten Ebbivas, und als er die Geige absetzte nach seinem ersten Stück, waren die fünfzig Auserwählten, die Eintritt gefunden, in einem wahrhaften Rausch der Verzückerung.

Und dann — der Meister hob ein Tuch auf, das einen Gegenstand verdeckte, der auf einem Tischchen lag. Und dieser Gegenstand war der Holzschuh, aber von des Meisters wunderbarer Hand geglättet, gemeißelt, gehobelt und mit Saiten bespannt. War doch der große Geiger eines Geigenmachers Sohn, und hatte er doch selber in seinen jungen Jahren der Kunst des Geigenbaues obgelegen.

Und Paganini hob den Zauberbogen und fuhr damit über die Saiten des Holzschuhes, und aus dem Holzschuh ertönten himmlische Harmonieen.

Ein ganzes Drama war es, was der Meister auf dem Holzschuh spielte — Monas Geschichte, das boshafte Geschenk des Holzschuhes, die Beschämung der Spender, der wider Erwarten mit seiner Forderung befriedigte Wucherer, dem das Gütchen Gios entging, das er schon zu haben glaubte, sein Wutausbruch, sein Lamento, das Entzücken Monas und Gios, das Dank- und Jubel-Quett des glücklichen Brautpaares!

Unbegrenzt war der Enthusiasmus der Hörer. Immer aufs neue brachen die begeisterten Ebbivas wieder los, und ganz Parma sprach noch viele Wochen lang nur von dem Spiele Paganinis auf dem Holzschuh.

„Mona,“ sagte am nächsten Morgen der Meister zu dem Mädchen, „Mona, hier hast Du die hundert Lire, den Gläubiger Deines Bräutigams zu befriedigen, und hier noch hundert, damit er nicht gleich wieder einem Wucherer in die Hände fällt.“

Entzückt, jubelnder Dankbarkeit voll, küßte Mona ihrem Herrn die Hände.

„Und wann wollt Ihr heiraten?“

„O, gleich! Das heißt: sehr bald muß es geschehen, Sor Paganini, mit Ihrer Erlaubnis, denn das Gütchen ist durch die lange Krankheit der Mutter Gios arg in Verfall geraten und bedarf der sorgenden und schaffenden Hände.“

„Nun gut, Mona, so heirate, wenn's sein muß! Aber ich werde Dich entbehren, Mona, sehr entbehren!“

„Nicht doch, Sor Paganini! Erstens werde ich jeden Morgen mit Ihrer Erlaubnis nach der Villa kommen, nach Ihnen zu sehen, Sie nach Ihren Befehlen zu fragen. Zweitens werden Sie nachmittags in der Stütte mich besuchen. Nur ein Rabensprung bis zu ihr ist es ja von der Villa. Ich sehe Ihnen dann eine Schale frische Ziegenmilch vor, plaudere mit Ihnen und singe Ihnen ein Liedchen. Und drittens — —“

Mona hielt errötend inne und blinzelte mit einem halb verschämten, halb schelmischen Lächeln den Maestro an.

„Nun, drittens?“

„Se nun! Drittens — — wenn ein Bambino da ist, schaukeln Sie die Wiege, derweil ich das Haus besorge, denn die Wirtschaft darf um so einen Schelm von Bambino nicht stille stehen!“

„Vortrefflich!“ sagte belustigt der Künstler.

„Zamohl, Mona, so wollen wir es machen! Und Du sollst Deine Freude daran haben, wie ich den Bambino in der Wiege schaukeln werde!“

„Nicht zu toll!“ meinte Mona ernst und besorgt, „sonst könnte er herausfallen.“

„Unbesorgt! Unbesorgt!“ lachte der Meister. „Ich will ihn schaukeln, so sanft, so sanft, wie seine Mutter nur selbst!“

„So ist's recht, Sor Paganini!“ entgegnete befriedigt Mona mit so gravitärischem Ernst, als ob die Wiege mit dem Bambino schon dastände.

„Und hier, Mona, hast Du die versprochene Aussteuer, den Holzschuh, oder, wenn Du das lieber willst: die Violine! Wie ich Dir sagte, es werden sich Narren genug finden, Dir das Ding abzukaufen, es Dir mit schwerem Gelde zu bezahlen.“

Und es kam so, wie Paganini gesagt hatte. Mona verkaufte die Holzschuh-Geige bald, nachdem sich in Parma herumgesprachen, wer in ihrem Besitz sei, für eine große Summe an einen reichen Liebhaber, von dessen Erben sie später wieder in die Hände Lord Grandvilles übergang. Noch heute befindet sich das seltsame Instrument auf dem Stammschlosse der Familie.

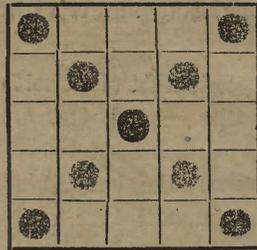
(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Zählrätsel.



1. Gefäß
2. Schiffsausrüstungsstück
3. Mann aus Afrika
4. deutscher Philosoph
5. kleines Werkzeug

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AA, D, EEEEEEEE, GG, H, I, K, LL, M, NNN, RRR derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden, während die beiden durch schwarze Felder bezeichneten Diagonalreihen bezeichnen, was im Himmel ist und was vom Himmel kommt.

Zahlenschrift.

2 5 3 2 7 9 5 7 7 — 5 9 10 — 1 5 2 —
2 7 2 8 3 5 2 — 1 2 8 — 1 11 6 6 4 2 5 10.

Ergänzungsrätsel.

S . . e . c h . . d . . P . a . t . s . . f . . t . . d
. i . m . . s t . . G . n . s . e . u . s . . e . D . . e i n .
s . . d . . c h . . e . . r w . h . . . s . . r t

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Es genügt nicht, eine schöne Karte zu erhalten, sondern man muß sie auch auszunutzen verstehen und wer gut rechnen kann, führt die Braut heim. M, der Mittelhandspieler, hat folgende verführerische Karte erhalten:

a, b, c, dB, aA, 9; bA, D; cA, D.



Die beiden andern passen. Auf obige Karte sind fünf Spiele möglich: Großspiel, Handspiel in a, b oder c und Wenzelspiel. Welche Spiele sind unverlierbar, wenn die für den Spieler ungünstigste Kartenverteilung vorausgesetzt wird?

Auflösung des Bilderrätsels.

Telegraphenamt.

Auflösung des Anagramms.

Pofen, Altar, Ulanen, Leim, Iran, Nelke, Estrich.

Auflösung des Buchstabenrätsels.

Horn — Hirn.

Auflösung der Gleichung.

Gabriel (a Gastein, b Stein, c Brief, d Fahne, e Ahne,
f Eier, g Eier.)

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von S. Baumann).

W. Ka1, Dg8, Sc4, f4, Be2, e3.

Schw. Kf1, Ba3, f2, h3, h7.

1. Dg8—g7, h6; 2. Ka2. — 1., Ke1; 2. Dc3 +.

Richtige Lösungen gingen ein von: Hugo Lohrbach, Grete Ostroek, Thea und Willibald Lange, August Schwantes, Hedwig Seelig, Bromberg, Eugen Hofmann, Brinzenthal, Franz Berner, Nakel, L. S. u. A. S., Minna Maef, Arthur Lensch, Wilhelm Gebzer, Bromberg.